

Fortsetzung von Seite 31

Unterhaltungsindustrie eine Welt von passiven „Kongruisten“ – als Fortsetzung der Konformisten – schaffe. „Und das bedeutet wiederum, dass er sich den ihm zugeordneten und gelieferten Inhalten nicht nur anformt, sondern dass sich der Inhalt seines Seelenlebens schließlich mit diesen Inhalten deckt. Konkret: Dass er nur dasjenige noch benötigt und nur dasjenige noch benötigen kann, was ihm aufgenötigt wird; nur dasjenige noch denkt und nur dasjenige noch denken kann, was ihm zugeordnet wird (...).“

Natürlich ist es bequem, wenn einem der Computer das Denken abnimmt. Man wird ja nicht unfrei, nur weil man dem Navi oder der Netflix-Empfehlung folgt. Man entscheidet immer noch selbst. Doch die Frage ist, ob diese Freiheit nicht doch eine Fiktion ist, weil ab dem Moment, an dem Entscheidungen vorweggenommen werden – so wie bei Amazons prädiktiver Logistiksoftware –, diese anfällig für Manipulationen werden.

Gezielt anstupsen

Wenn Amazon mit 80-prozentiger Wahrscheinlichkeit weiß, dass sich jemand für eine bestimmte Kaffeemaschine entscheiden wird, dann kann es durch suggestive Werbung die Kaufentscheidung so beeinflussen, dass sich die 80 Prozent zu 95 Prozent verdichten. Und wenn Facebook weiß, dass man bei der nächsten Wahl wahrscheinlich für eine bestimmte Partei stimmen wird, kann es durch personalisierte Anzeigen die letzten Zweifel ausräumen. Die Entscheidung ist unter diesen Umständen nicht mehr so frei.

Gewiss, der Konsumkapitalismus war schon immer manipulativ. Die Bierwerbung in der Fußball-Halbpause animiert einen dazu, zum Kühlschrank zu gehen. Die Rabattaktion verleitet zum

Kauf eines Produkts, das man eigentlich gar nicht braucht. Und der Duft frisch gebrannter Mandeln ist so verführerisch, dass man doch ein Päckchen kauft, obwohl man eigentlich abnehmen wollte. Ist das nun Freiheit oder Unfreiheit?



Günther Anders (1902–1992) sah viele Gefahren unserer digitalen Welt voraus. Foto: brandstaetter images / Barbara Pflaum / picturedesk.com

Unter Neurowissenschaftlern gibt es seit Jahren eine Debatte, ob es überhaupt so etwas wie einen freien Willen geben kann und Handlungen nicht doch das Ergebnis „neuronaler Feuerwerke“ sind. Manche Handlungen geschehen ja auch im Affekt. Trotzdem beruht das Strafrecht wie auch die freie Gesellschaft auf der An-

nahme eines freien Willens. Der Gewalttäter, der jemanden mit der Faust niederstreckt, hätte auch anders handeln und sich für das Recht entscheiden können. Bloß: Was bleibt von dieser Wahlfreiheit und Autonomie übrig, wenn Individuen unter Ausnutzung psychologischer Schwächen in bestimmte Richtungen geschubst werden (Stichwort *Nudging*)? Lebt

jektzuschreibungen in eine offene Zukunft hinein zu entwickeln. Dies unterscheidet die moderne Gesellschaft von einer schicksalsgläubigen Feudalgesellschaft, in der die Zukunft in Stein gemeißelt ist.

Algorithmen, die aufgrund „historischer“ Daten Prognosen erstellen, führen aber genau diese Starrheit, ja Sklerose in den Gesellschaftskörper ein, indem sie immer wieder dieselben Handlungsprogramme abspulen: Die statischen Modelle – von der Verbrechensbekämpfung beim *Predictive Policing* bis hin zur Logistiksoftware – unterstellen, dass der Mensch sich morgen genau so verhält wie gestern. Braver Kunde, braver Bürger. Tut er es nicht und weicht er von der Berechnung ab, ist die Selbstentfaltung „gestört“. So entsteht ein impliziter Handlungszwang, den Vorgaben der Maschine zu entsprechen. Aus einer statistischen Norm wird eine soziale.

Alles ist berechenbar

Natürlich ist der Mensch ein kompliziertes, erratisches Wesen, das manchmal schwer ausrechenbar ist. Der Elfmeterschütze entscheidet sich im letzten Moment, die linke Ecke anzuvisieren, und der notorische Fleischesser wählt beim Mittagstisch spontan das vegetarische Menü, weil ihm der Couscous am Nachbartisch ins Auge sticht. Für die Anhänger des Determinismus sind diese plötzlichen Präferenzänderungen aber keine Widerlegung ihres Weltbilds, sondern letztlich ein methodisch kontrollierbares Datenproblem. Will heißen: Man braucht nur genügend Daten, dann lassen sich auch solche abrupten Willensänderungen vorhersagen.

Die Adepten der Denkschule „*Social Physics*“ blicken auf die Welt wie durch ein Hochleistungsmikroskop: Die Gesellschaft besteht aus Atomen, um deren Kerne Individuen wie Elektronen auf festen Umlaufbahnen kreisen.

Facebook-Chef Mark Zuckerberg sagte, es existiere ein „fundamentales mathematisches Gesetz, das sozialen Beziehungen zugrunde liegt“. Liebe? Job? Verbrechen? Alles determiniert, alles berechenbar! Als wäre die Gesellschaft ein Gleichungssystem, in dem sich Variablen auflösen lassen.

Gewiss, das ist ein viel zu grob gerastertes Verständnis von Gesellschaft, das die Komplexität sozialer Prozesse verkennt. Doch je mehr sich diese deterministischen Handlungslogiken in sozialen Systemen festsetzen, desto mehr „funktioniert“ Gesellschaft als ein kybernetisches Kontrollsystem. Um den anderen vorhersehbarer zu machen, muss man ihn nach den Lehren der Kybernetik in ein triviales System verwandeln, die Funktion von Mensch und Maschine analog setzen. Wenn man den Erkenntnis- und Kommunikationsprozess nun so weit trivialisiert, dass man Menschen als Automaten versteht, dann kann man den Einzelnen nicht nur berechnen, sondern auch kontrollieren.

Genau betrachtet, beruht der Datenkapitalismus auf einem Tuschenspielertrick: Er gaukelt uns mit seinen Empfehlungen vor, uns selbst zu verwirklichen, doch in Wahrheit liefert er nur eine konfektionierte Individualität, ein Datendouble von der Stange, dessen algorithmisches Über-Ich bereits alle wichtigen Entscheidungen vorgespurt hat. Diese Simulation von Freiheit ist das Einfallstor in eine neue Unmündigkeit.

„Je gesicherter unsere Illusion der Freiheit“, schreibt Günther Anders, „umso integraler die Macht – dies ist der Zirkel- oder der Spiralprozess, der die konformistische Gesellschaft aufrechterhält, und der sie, ist sie erst einmal in Gang gekommen, automatisch weiter vervollkommnet.“

Adrian Lobe, geb. 1988, schreibt als freier Journalist für diverse Medien im deutschsprachigen Raum.

Lyrik erlesen



Konzeptalben und poetische Wunderwerke

Von Andreas Wirthensohn

In Zeiten von Spotify und anderen musikalischen *Streaming*-Angeboten gibt es bekanntlich jede Menge *Playlists*, manche davon angeblich handverlesen, aber meist besorgt irgendein Algorithmus die Zusammenstellung der Songs: Wer Wanda mag, hört gern auch was von Bilderbuch oder Voodoo Jürgens. Was dabei leider zunehmend auf der Strecke bleibt, ist das Konzeptalbum. „The Lamb Lies Down on Broadway“ von Genesis, „The Wall“ oder „The Final Cut“ von Pink Floyd, Bon Ivers „For Emma, Forever Ago“ oder Paul Simons „Songs from the Capeman“ – das sind nur ein paar wenige Beispiele für große Alben aus der Vergangenheit, auf denen jeder Song seinen festen Platz in einem Gesamtkonzept hat und sich nicht einfach so herauslösen lässt, ohne einen Teil seiner Bedeutung zu verlieren. Etwas salopp formuliert: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, doch die Teile sind nur in der Summe ganz.

In der Lyrik gibt's noch keine *Playlists*, dafür aber das, was man als dichterisches Äquivalent zum Konzeptalbum betrachten könnte: Gedichtbände, die nicht einfach Gedichte versammeln, sondern die Poeme nach einem höheren Ordnungsprinzip reihen. Am simpelsten ist in dieser Hinsicht natürlich das Alphabet. In „*lieber, liebste,*

liebes, liebstes“ (*Literaturedition Niederösterreich, 2021*) versammelt **Gerhard Ruiss** „andichtungen“ von A („ab bestimmten hören ...“) bis Z („zwischen zwei gängen“). 188 Stück hat der 1951 geborene Autor in einem auch grafisch sehr schön gestalteten Band zusammengetragen, meist nur kurze Gedichte, die sich irgendwo zwischen konkreter Poesie und Robert Gernhardt bewegen. Wobei zu konstatieren ist: Je lebensnäher, inhaltvoller die Gedichte sind, desto besser sind sie. Die Sprachspielereien der Konkreten Poesie wirken inzwischen doch reichlich ermattet: „allerheiligst heiligstes / allerwichtigstes wichtiges / allumfassendes ...“ leiert etwa das vorletzte Gedicht dahin, ohne zu einem befriedigenden Ende zu kommen. Dass es viel besser geht, beweist eine Seite weiter das Schlussgedicht: „gib ihm eine chance / geh aufs klo / dass er dir nachsehen / und zahlen sagen / und nach dem zahlen / dich wiederkommen sehen kann / und sag zahlen / und lass ihn sagen, er hat schon / dann sag, oh.“

Auch die Zeit eignet sich prima als strukturgebender Faktor. „Journalgedichte“ nennt **Sabine Gruber** ihre Texte in dem Band „*Am besten lebe ich ausgedacht*“ (*Haymon, 2022*), und statt eines Titels tragen sie als Individualitätsausweis eine tem-

porale und lokale Verortung: „Im März / Leopoldstadt, Wien“ setzt der schmale Band ein und umspannt knapp eineinhalb Jahre, die in unregelmäßigen Abständen und an den verschiedensten Orten (neben Wien Italien und anderswo in Österreich) lyrisch verarbeitet werden. „Durch die Lebenden führt die Straße der Toten“ lautet das vorangestellte Motto von Giuseppe Ungaretti, und es ist der 2016 urplötzlich verstorbene Lebenspartner Karl-Heinz Ströhle, um den Sabine Gruber in diesen Gedichten trauert. Manchmal ist der Abwesende ganz nah, mit dem Ich imaginär vereint an Orten des gemeinsamen Erlebens, dann wieder scheint die Trauer um den Verlust unerträglich zu sein.

„Ich kann dich in der Tiefe / Des Grunds, in jeder Welle wieder hören, / Sehen“, heißt es am Millstätter See, und das Wunder dieser Gedichte besteht darin, dass die tiefe Traurigkeit den Blick auf die Welt, auf das eigene Ich, auf den verlorenen Geliebten nicht trübt, sondern unendlich schärft. „Wenn ich mich mit ihm traf, wuchsen / Mir Rückenaugen, die alles glauben“, lauten zwei ganz wunderbare Verse. Oder: „Gleichklang und Gleichlicht der Abende“.

Sabine Grubers „Wörteratem“ ist hauchfein und kräftig zugleich, und wie (überlebens)wichtig das Dichten ist, spürt man

hier in jeder Verszeile: „Schreiben, um zu leben, nicht leben / Um Sätze zu fangen“.

Ein lyrisches Wunderwerk ist auch der bereits achte Gedichtband des Theologen **Christian Lehnert**: „*opus 8. Im Flechtwerk*“ (*Suhrkamp, 2022*) heißt er, und er versammelt 7 mal 7 Gedichtpaare, bei denen jeweils auf einen satzenhaften Zweizeiler auf eine Pflanze oder ein Tier ein längeres Gedicht folgt, das ebenfalls Naturphänomene beschreibt. Der Sound dieser Gedichte, die sich ganz selbstverständlich des Reims und eingängiger Metaphorik bedienen, kann beinahe süchtig machen: „Nun bin ich an der Kehre / hier beginnt / Die andre Seite dessen / was vergeht. / Pupilleninneres / woraus besteht / Das Nachbild / das in trockenem Reisig glimmt?“ Diese Gedichte sind „*Soli Deo Gloria*“ geschrieben, aber dass (im weitesten, fast pantheistischen Sinne) geistliche Lyrik so schön und zugleich so modern, so naturnah und zugleich so metaphysisch klingen könnte, wagte man vor Lehnert nicht einmal zu ahnen. Hier wird das Konzeptalbum zum poetischen Wunderwerk.

Andreas Wirthensohn, geboren 1967, lebt als freier Lektor, Übersetzer und Literaturkritiker in München.